

GERHARD LOHFINK

All meine Quellen  
entspringen in dir

Große Bibeltexte neu erkundet



**HERDER**

Gerhard Lohfink

All meine Quellen entspringen in dir



Gerhard Lohfink

# All meine Quellen entspringen in dir

Große Bibeltexre neu erkundet

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Zur Abbildung auf dem Schutzumschlag:* Zugrunde liegt eine byzantinische Buchmalerei aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Der betreffende Codex enthält Marien-Homilien des JAKOBUS VON KOKKINOBAPHOS. Sie sind bebildert mit hochberühmten, farbenprächtigen Miniaturen. Unsere Abbildung ist ein Ausschnitt aus einer dieser Miniaturen, einer Paradieses-Darstellung. Gezeigt wird der Paradieses-Strom, der sich in vier Flüsse teilt (vgl. dazu Gen 2,10–14). Das Symbol dieses viergeteilten Paradieses-Stroms wird in der Bibel im Bild von der Tempelquelle weiter ausgeführt, welche die Gottesstadt erfreut (vgl. Ps 36,9–10; 46,5–8; Offb 22,1–4). Damit sind wir beim Titel dieses Buches: nämlich bei den Quellen, die am Zionsberg entspringen (Ps. 87,7).

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2023

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: Monk James of Kokkinobaphos Monastery in Bithynia, Six Homilies on the Life of the Virgin, fol. 37r – The Four Rivers of Paradise, Bibliotheca Vaticana Vat.gr. 1162 – © Biblioteca Apostolica Vaticana

E-Book-Konvertierung: Barbara Herrmann, Freiburg

ISBN (Print) 978-3-451-39700-4

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83100-3

Meinem Bruder  
NORBERT LOHFINK



# Inhalt

Vorwort .....	11
---------------	----

## TEIL I Grundlegendes

Das Zeitfenster .....	17
Die ausländische Frau .....	24
Ein außergewöhnlicher Briefanfang .....	29
Eben keine Utopie! .....	35
Das Opfer der Lippen .....	38
Die Macht der Bilder .....	47
Pharisäer und Zöllner .....	60
Gott schauen .....	70
Letzte Worte .....	74
Kant und die Folgen .....	79

## TEIL II Feste und heilige Zeiten

Adventliche Wachsamkeit .....	87
Weltliebe oder Welt дистанз? .....	90
»Gaudete!« – »Freuet euch!« .....	95
Was macht ein Fest zum Fest? .....	99
Maria und der Engel .....	107
Die Herkunft Jesu .....	112

Das helle Licht .....	117
Der weite Bogen des Weihnachtsfestes .....	125
Die Geburt des messianischen Volkes .....	128
Eine Begegnung im Tempel .....	132
Anlässlich der Taufe Jesu .....	140
Die Figur des Narren .....	145
Zwei Versuchungsgeschichten .....	153
Ein fatales Bußgebet .....	160
Betört und verführt .....	164
Verweile doch! du bist so schön! .....	168
Der Esel des Messias .....	173
Unser ältestes Osterlied .....	179
Der Geist gegen den Leib? .....	183
Mein Hirt ist der Herr .....	189
Der wahre Weinstock .....	200
Erhöht über alle Mächte .....	209
Geistesgeschichte .....	214
Geteilte Hostie – geteiltes Leben .....	229
Entscheidungen .....	234
Jesus und seine Jünger im Sturm .....	240
Irdisch-himmlische Liturgie .....	244
Maria, Urbild der vollendeten Kirche .....	251
Zum Fest Allerheiligen .....	254

### TEIL III Unterscheidungen

Der Stachel im Fleisch .....	267
Abraham wird erprobt .....	273
Bericht vom Zeck .....	277
Zur christlichen Sicht der Ehe .....	290
Gegenseitige Erlösung? .....	304
Der wahre Hirt und seine Herde .....	313
Eine Rede an Priesteramtskandidaten .....	322
Das Eucharistische Hochgebet .....	333
Wie kommt das Reich Gottes? .....	362
Danksagung .....	399
Liturgische Tabelle .....	401
Nachweis der Erstveröffentlichungen .....	405
Verzeichnis der Schriftstellen .....	407



## Vorwort

»All meine Quellen entspringen in dir« lautet der Titel dieses Buches. Der Satz stammt aus dem Alten Testament. Er bildet den Schlussvers des 87. Psalms. Das Bild von Quellen, die aus der Erde hervorbrechen, berührt uns. Nicht nur, weil frisches und reines Quellwasser auf unserem ausgebeuteten Planeten immer wertvoller wird. Nein, auch deshalb, weil Quellen zu den schönsten und geheimnisvollsten Naturphänomenen gehören.

»All meine Quellen entspringen in dir« – es liegt natürlich nahe, diesen Satz unmittelbar auf Gott zu beziehen. In einem jener neueren religiösen Lieder, die sich in den letzten Jahren viele Herzen erobert haben, heißt es:

*Alle meine Quellen entspringen in dir,  
in dir, mein guter Gott.*

*Du bist das Wasser, das mich tränkt  
und meine Sehnsucht stillt.*

*Du bist die Kraft, die Leben schenkt,  
eine Quelle, die nie versiegt.*

*Ströme lebendigen Wassers brechen hervor.*

*Alle meine Quellen entspringen in dir,  
in dir, mein guter Gott.*

Man spürt: Dieser Liedtext ist authentisch. Hinter ihm steht reale Erfahrung mit Gott. Die verwendeten Bilder sind biblisch, sie sind kraftvoll, sie reden uns unmittelbar an. Allerdings: In der Weise, wie sie hier eingesetzt werden, verfehlen sie den Richtungssinn von Ps 87. Denn in diesem Psalm geht es nicht um die Seele und ihren Gott. Beschworen wird ein ungeheuerliches Geschehen: Die Völker haben sich aufgemacht und ziehen nach Jerusalem (vgl. den Zusammenhang mit Ps 84,6–8). Sie

kommen aus der ganzen Welt. Sie sind unterwegs zum Zion, zum Berg des Herrn. Sie möchten dort lernen, wie endlich Gerechtigkeit und Friede in die Welt kommen (vgl. Jes 2,2–5). Sie haben begriffen: Ihre Sehnsucht nach dem Ende der Gewalt kann sich nur erfüllen, wenn sie sich bei dem Gott bergen, der von diesem Weltenberg aus zu ihnen spricht.

Und dieser Gott ist in Ps 87 kein mahrender und erst recht kein drohender Gott, sondern einer, der jedem einzelnen Volk vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten, vom Norden bis zum Süden das Bürgerrecht in seiner heiligen Stadt Jerusalem zuspricht. Er trägt sie in die Bürgerliste der Gottesstadt ein und schenkt ihnen damit Anteil an der neuen Welt, die er schaffen will.

Die Nationen begreifen, was da geschieht: Sie beginnen auf ihrem Weg zum Zion zu tanzen und zu singen. Und eine einzelne Stimme bricht *im Namen der neuen, endlich den Frieden findenden Weltgesellschaft* in den Ruf aus:

*All meine Quellen entspringen in dir.*

Dort, in Israel, am Gottesberg, am Zion, entspringen die Quellen wahren Lebens. Selbstverständlich gilt dieser Freudenruf letztlich Gott. Aber er verdrängt nicht das Werk Gottes in der Welt. Er überspielt nicht, wie Gott die Weltgesellschaft erreicht, sie verändert und zu ihrem Ziel bringt: *über* sein Eigentumsvolk, *über* Israel, *über* die Ekklesia.

Ps 87 steht damit nicht allein. Das gesamte Alte Testament, das gesamte Neue Testament, jedes Kapitel der Bibel spricht direkt oder indirekt davon: Gott braucht einen klar definierten Ort, um über diesen Ort die Welt zu verändern. Diese orts- und persongebundene Geschichte begann mit Abraham, ist gebunden an die Glaubensgeschichte vieler in Israel, erreicht ihren kritischen und entscheidenden Punkt in Jesus und ist trotz aller Hindernisse weiter im Gang – bis sie ihr alles umfassendes Ziel erreicht hat.

Ist also das neue Lied, das ich zitiert hatte, falsch? Nein, es ist richtig und berechtigt. Nur erfasst es – an seinem Haftpunkt

Ps 87,7 gemessen – lediglich einen kleinen Teil dessen, was zu seinem biblischen Hintergrund gesagt werden müsste. Die revolutionäre Aussage des Psalms ist zusammengeschrumpft zu in sich ruhendem Individualismus: Gott und der Einzelne, Gott und die Seele, Gott und das einsame Ich.

Der freie Atem von Ps 87 reicht viel weiter. Der Blick des Psalms weitet sich in die Zukunft. Und es geht nicht nur um die Not des Einzelnen. Es geht um die Not und die Sehnsucht der Völker. Zwar redet der Psalm von der Erfüllung ihrer Sehnsucht in mythischen Bildern – im Bild von dem alles überragenden heiligen Berg, der Paradiesesberg und kosmischer Mittelpunkt der Welt zugleich ist – sowie im Bild von der heiligen Gottesstadt, in deren Tempelbezirk die wahren Quellen des Lebens entspringen.

Doch diese mythischen Bilder sind Bausteine einer hochreflektierten Theologie: Gott geht es nicht nur um Israel. Es geht ihm um das Heil und den Frieden der ganzen Welt. Aber Israel ist der notwendige Vorort, ist Gottes Werkzeug, ist der Quellbezirk Gottes, damit die endzeitliche Revolution ihren Weg nehmen kann.

So viel zu dem Titel des vorliegenden Buches! Sein genauso wichtiger Untertitel lautet: »Große Bibeltex-te neu erkundet«. Ich denke, mein Vorwort zeigt, was der Untertitel sagen will. Dieses Buch möchte heutige Engführungen biblischer Texte aufsprengen. Es will aufdecken, welche Wucht, aber auch welche Zuversicht und umwälzende Kraft in zahlreichen uns geläufigen oder auch nicht geläufigen Bibeltexten steckt. Manchmal greife ich auch weit über die Bibel hinaus – und man merkt erst am Ende des betreffenden Kapitels, dass alles auf einen biblischen Text hinauslief. Ich hoffe auf die Neugier meiner Leserinnen und Leser.

*Gerhard Lohfink*



TEIL I

# Grundlegendes



## Das Zeitfenster

(Lk 13,1–9)

Es ist nun schon etwas länger her – es war in der Zeit, als das Navi gerade erfunden war und noch die Faszination des Neuen hatte – da geschah es, dass ein Mann in eine weit entfernte süddeutsche Stadt fahren musste. Er fuhr mit dem Auto und schaltete selbstverständlich sofort sein Navi ein. Es war bei ihm jeweils auf die zeitgünstigste Strecke eingestellt. Doch als der Mann die ersten Kilometer hinter sich hatte, sah er, wie schön der Tag und wie die Welt voller Farben war. Und die Fahrten über die Autobahn hatte er schon lange satt. Wen wundert's, dass er sich sagte: »Ich fahre heute nicht den günstigsten Weg. Ich will diesen Tag einmal ganz anders erleben. Ich wähle die kleinen Landstraßen und fahre einfach der Nase nach Richtung Süden.« Und er verließ den Zubringer.

Doch sein Navi wollte ihn unbedingt auf die Autobahn führen. Immer wieder mahnte ihn das Gerät freundlich aber bestimmt: »Bitte nach Möglichkeit rechts abbiegen!« oder: »In 200 Metern halbrechts einbiegen!« Oder es ertönte sogar ein scharfes: »Wenden Sie jetzt!« Ständig versuchte die Stimme, den Mann über immer neue Abzweigungen zur Autobahn zu bringen. Zugleich überstürzten sich auf dem Display die visuellen Signale: eine scharfe U-förmige Kurve, die »Wenden« bedeutete – Pfeile, die »Abbiegen« forderten – oder es erschien die Schrift: »Ihre Route wird neu berechnet.«

Zunächst amüsierte sich der Mann über die Penetranz seines Navis. Als ihn das Gerät aber schließlich nervte, stellte er die Stimme leise. Doch auch das war keine Lösung. Sein Fahrgenuss war noch immer gestört. Deshalb versuchte er, dem Navi für seine Fahrt eine neue Route einzugeben: Orte und Straßen Richtung Süden fernab der Autobahn. Dieser neu programmierte Weg deckte sich dann jedoch nicht mit der Strecke, die er tatsächlich fuhr, und die lästigen Fahrbefehle begannen von neuem. So schaltete er das Navi schließlich aus. Er wollte sich mit seinem Auto endlich einmal völlig frei bewegen, ganz so fahren,

wie er selbst es wollte – immer dorthin, wo sich gerade verheißungsvolle Landstriche öffneten.

Wie herrlich war es, derart spontan zu fahren! Ahornbäume leuchteten links und rechts der Straße auf, als wären sie mit Gold übergossen. Er fuhr an Seen vorbei, durch herbstliche Wälder und ab und zu durch ein kleines Dorf, in dem Gänse noch auf der Straße herumliefen. Er entdeckte die Lust am Autofahren neu. In einem kleinen Städtchen stieg er aus und genehmigte sich ein herzhaftes Mittagessen mit Knödeln und Sauerkraut.

Am späten Nachmittag wurden die Herbstfarben noch intensiver, und irgendwann erschien, noch ganz in der Ferne, die blaue Alpenkette. Sein Ziel, die große Stadt, kam näher. Da erst schaltete er sein Navi wieder ein. Er hatte genug ›Landschaft‹ erlebt und war müde geworden. Und jetzt war er wieder froh über das Gerät und die Führung, die es ihm bot. Denn es brachte ihn sicher zu seinem Ziel mitten in der sich weit ausbreitenden Großstadt. »Sie haben ihr Ziel erreicht. Ihr Ziel liegt rechts«, verabschiedete ihn die nette Frauenstimme, die ihn am Morgen so genervt hatte.

Der Mann, von dessen Autofahrt ich nun ziemlich lange berichtet habe, war übrigens ein Pfarrer. Und wie das bei Pfarrern so geht: Was er bei seiner langen Fahrt über die Dörfer erlebt hatte, formte er am Sonntag danach zu einer Predigt. Zu einer Art Navi-Predigt. Natürlich erzählte er nicht von sich selbst, sondern von irgendeinem Mann, der im Auto unterwegs war. Aber was er erzählte, war haargenau seine eigene Reise, und es waren die Erfahrungen, die er dabei mit dem Navi gemacht hatte. Am Ende seiner Predigt schloss er die folgende Nutzenanwendung an:

»Ist das, was ich Ihnen da erzählt habe, nicht ein Abbild des menschlichen Lebens? Gott hat die Fahrt unseres Lebens schon längst vorgeplant. Er will uns sicher zum ewigen Ziel führen. Er will gleichsam unser Navigator sein. Doch wir wollen nicht. Immer wieder möchten wir etwas anderes. Ständig lassen wir uns verführen, folgen unseren Sehnsüchten, weichen ab von

dem Weg, den er uns geleiten will. Dann flüstert uns Gott über unser Gewissen zu: Abbiegen, wenden, umkehren! Aber wir hören nicht hin. Wir wählen lieber unsere eigene Route.

Und was macht Gott? Er gibt nicht auf. Er mahnt uns immer wieder. Er bleibt dabei freundlich. Er lässt sich nicht erbittern. Er bleibt bei uns. Unablässig berechnet er den Weg unseres Lebens neu. Er bietet uns ständig neue Möglichkeiten an, wie wir unser Ziel erreichen könnten. Und am Ende erreichen wir es auch. Trotz all der Umwege, die wir gefahren sind. Obwohl wir nicht auf ihn gehört haben. Obwohl wir immer nur das gemacht haben, was wir selbst wollten. Am Ende, wenn wir schon müde geworden sind, führt er uns sicher in die himmlische Stadt.«

Die Leute in den Kirchenbänken hörten ihrem Pfarrer aufmerksam zu. Niemand blickte während der Predigt auf seine Uhr. Niemand räusperte sich gelangweilt. Ein Teil der Zuhörer dachte: »Wie schön und lebensnah hat unser Pfarrer heute doch wieder gepredigt. Wie gut, dass wir am Ende alle in den Himmel kommen – trotz unserer Seitensprünge.«

Andere dachten eigentlich nur: »Der Mann im Auto hatte doch völlig recht, dass er nicht die überlastete Autobahn mit ihren endlosen LKW-Kolonnen und den zahllosen Baustellen gewählt hat. Über die Dörfer zu fahren ist einfach schöner. Man muss das Leben genießen. Da darf man sich von seinem Navigator nicht stören lassen. Natürlich: Dazu, dass einen das Navi am Ende doch ins Ziel bringt – dazu ist es auf jeden Fall gut.«

Es gab aber auch einige, die bei der Nutzenanwendung gar nicht mehr hingehört hatten. Nur die Erzählung von dem Navi hatte sie kurz aus ihren Phantasien gerissen.

So ungefähr war das also mit dieser morgendlichen Sonntagspredigt. Doch am Sonntagabend geschah dann etwas ganz Ungewöhnliches. Der Pfarrer hatte gerade zu Abend gegessen und es sich in seinem Fernseh-Sessel bequem gemacht. Da schellte es. An der Tür stand eine Frau und sagte: »Herr Pfarrer, vielleicht störe ich. Aber ich würde gern mit Ihnen über Ihre Predigt von heute Morgen reden. Geht das?« »Selbstverständlich«, sagte der Pfarrer und bot ihr einen Stuhl an. »Sie sind mir bitte

nicht böse«, fuhr die Frau fort, »wenn ich jetzt etwas direkt werde.« »Nein, überhaupt nicht«, sagte der Pfarrer, obwohl ihm nicht ganz wohl dabei war. Kritik einzustecken war ihm schon immer schwergefallen.

»Ich habe mir Folgendes überlegt«, sagte die Frau. »Sie haben ja heute Morgen in der Predigt sehr schön von dieser interessanten Autofahrt erzählt. Man konnte das richtig miterleben. Aber Sie haben überhaupt nichts zum Evangelium gesagt. Schon das hat mich irritiert. Aber etwas anderes hat mich noch mehr gestoßen. Denn im Evangelium des heutigen Sonntags sagt Jesus ja seinen Zuhörern, sie müssten umkehren. Wenn sie nicht umkehrten, ginge es ihnen wie den Leuten, die damals von einem Turm erschlagen wurden, der plötzlich eingestürzt war. Jesus verlangt also Umkehr, sonst hat das Folgen.

Bei Ihnen in Ihrer Predigt verlangt die Stimme im Navi auch Umkehr. Sie gibt andauernd Anweisungen wie: ›Abbiegen, nach rechts einbiegen, wenden!‹ Der Mann wählt aber keineswegs die angewiesene Route, sondern fährt, wie es ihm gerade Spaß macht. Und dafür wird er mit einer genussvollen Fahrt belohnt. Musste sich da nicht jeder in der Kirche fragen: Was sollen wir jetzt eigentlich machen? Sollen wir das machen, was Jesus sagt – nämlich umkehren – oder sollen wir das machen, was der Mann in der Erzählung so erfolgreich tut: dem Navigator nicht folgen, nicht umkehren und sich einen schönen Tag machen?«

Der Pfarrer gab keine Antwort, sondern strich sich nur unruhig immer wieder mit der Hand über das Kinn. Und die Frau war noch längst nicht fertig. Sie fuhr fort:

»Außerdem ist das Sonntagevangelium dann ja noch weitergegangen. Jesus erzählt das Gleichnis von einem Feigenbaum, der mitten im Weinberg steht, der aber keine Frucht bringt, jahrelang keine einzige Frucht. Und dem Winzer wird von dem Besitzer des Weinbergs gesagt: ›Hau ihn um! Der laugt doch nur den Boden aus.‹ Der Winzer antwortet: ›Gib ihm noch ein Jahr. Ich werde rundum die Erde auflockern und dem Baum Dung geben. Wenn er dann weiterhin nichts trägt, haue ich ihn um‹ ... Entschuldigung, Sie kennen ja das Gleichnis ... Als es heute Morgen

vorgelesen wurde, ist mir das Wort ›Zeitfenster‹ eingefallen, das man jetzt immer häufiger von Politikern und Journalisten hört. Könnte man dieses Wort nicht auch auf das heutige Evangelium anwenden? Die Zuhörer, denen Jesus von dem eingestürzten Turm erzählt, haben noch ein Zeitfenster. Dann kommt die Katastrophe. Der Feigenbaum hat noch ein Zeitfenster. Er kriegt noch den Boden aufgelockert, er bekommt noch Dünger und er hat noch ein Jahr. Wenn er dann keine Frucht bringt, wird er umgehauen. Wir sollen also umkehren. Und zwar sofort. Wir haben keine Zeit mehr. Oder nur noch ganz wenig.

Und das bringe ich eben mit ihrer Geschichte nicht zusammen. Der Mann, von dem Sie erzählt haben, folgt seinem Navigator nicht, nimmt sich unendlich viel Zeit, macht sich einen schönen Tag – und wird trotzdem von seinem braven Navi am Ende an sein Ziel gebracht. Im Evangelium werden die Zuhörer ebenfalls aufgefordert umzukehren – doch wenn sie es nicht tun, geht es für sie böse aus.

Und bitte nehmen Sie es mir nicht übel: Der Mann aus Ihrer Predigt, der lieber Riesenumwege fährt, tut doch genau das, was heute viele tun: Er macht, was ihm passt und worauf er gerade Lust hat. Er bestimmt selbst über sein Leben. Und indem am Ende der Navigator doch noch für etwas gut ist, wird Gott zum lieben Großpapa frisiert, der alles absegnet. Sie haben doch den Navigator mit Gott verglichen. Herr Pfarrer, rechnen Sie eigentlich mit der Möglichkeit, dass nicht immer alles nur lustig und schön ist – dass man sein Leben auch kaputtmachen kann – und dass man das Leben anderer Menschen kaputtmachen kann? Könnte es sein, dass eben nicht alles ein gutes Ende nimmt? Was wollte uns Jesus mit diesem Gleichnis denn eigentlich sagen?«

So redete die Besucherin auf ihren Pfarrer ein. Der war zunächst leicht verärgert und suchte Ausflüchte. Doch dann wurde er – noch während er seine Predigt rechtfertigte – langsam nachdenklich. Und weil er ein ehrlicher Mann war, sagte er schließlich zu der Frau: »Wahrscheinlich haben Sie etwas Richtiges gesehen. Vielleicht haben Sie sogar recht. Ich muss über

das alles einmal gründlich nachdenken. Können Sie am nächsten Sonntag noch einmal vorbeischauchen?»

In den folgenden Tagen kam der Pfarrer trotz seiner vielen Arbeit von der Sache nicht los. Er sah sich das Evangelium des vergangenen Sonntags genauer an. Er schlug in einem Kommentar zum Lukasevangelium nach, der schon lange unbenutzt in dem leicht verstaubten Büchergestell seines Arbeitszimmers stand. Und er überdachte, was ihm die Frau gesagt hatte – vor allem das mit dem Zeitfenster, das sich schließen kann.

Und in diesem Zusammenhang ging ihm noch so manches andere durch den Kopf: Er hatte, bevor er mit dem Theologiestudium anfang, vor einer Frage gestanden, die dann sein ganzes Leben umdrehte: Sollte er Seelsorger werden oder nicht? Er hatte damals das sichere Gefühl gehabt, dass er sich *jetzt* entscheiden müsse, dass er die Entscheidung nicht mehr aufschieben dürfe – und dass sich, wenn er Nein sagen würde, eine Tür für ihn schließen könnte. Dass nämlich sein Leben dann niemals mehr so sein würde, wie es sein könnte, wenn er jetzt, in dieser Stunde, dem Ruf Gottes folgte.

Er wusste damals genau: Er stand an einer Wegscheide. Auch für ihn hatte sich damals eine Art Zeitfenster geöffnet – und dieses Zeitfenster würde sich auch wieder schließen. Er wusste: *Jetzt* kommt es darauf an. Da hatte er Ja gesagt. Und dieses Ja hatte ihn für sein ganzes Leben glücklich gemacht. Aber er wusste: Er hätte auch Nein sagen können. Dann wäre sein Leben anders und wahrscheinlich weniger gut verlaufen.

Geht es ähnlich nicht auch mit ganzen Familien, mit ganzen Gruppen, ja mit ganzen Gesellschaften? – dachte sich der Pfarrer. Sie können den Weg Gottes gehen und sie können ihn nicht gehen. Und alle Verweigerungen haben unweigerlich Konsequenzen. Oft weittragende Konsequenzen!

Genau in diesem Zusammenhang kam ihm plötzlich die Sache mit dem Klimawandel, die seit Jahren so viele Menschen umtrieb, in den Sinn. Wenn wir jetzt nicht umkehren, sagen die Wissenschaftler, wenn wir jetzt unser Verhalten nicht grundlegend ändern, kommen Klima-Umwälzungen auf die Welt zu,

die uns alle betreffen werden: Wetterextreme, verheerende Unwetter, Überschwemmungen, Anstieg der Meeresspiegel, Hitze- wellen, Dürrekatastrophen, Waldbrände, die Versteppung gan- zer Regionen, Ausbreitung von Parasiten und tropischen Krankheiten und vor allem – riesige Ströme von Umweltflücht- lingen. Auch hier: ein Zeitfenster! Deshalb die dringend not- wendige sofortige Umkehr der Weltgesellschaft. Andernfalls wahrscheinlich das Umkippen des gesamten Klimasystems un- seres Planeten.

Es gibt im Leben also wirklich Zeitfenster, dachte sich der Pfarrer, geöffnete Türen, die sich eines Tages schließen – genau wie es seine Besucherin gesagt hatte. Solang diese Türen offen sind, muss man eintreten – das heißt, Konsequenzen ziehen. Tut man es nicht, hat es schwerwiegende Folgen für das eigene Le- ben und genauso oder noch mehr für das Leben Anderer. Und er fragte sich: Hatte er es sich in seiner Predigt nicht vielleicht doch zu leicht gemacht?

Einen Tag später kam ihm noch ein anderer Gedanke: Er hat- te mit seiner Navi-Geschichte ja die Dinge so dargestellt, als sei die Autobahn, als sei also der Weg, den der Navigator befahl, langweilig, anstrengend und öde – das Ausbrechen auf den eigen- en Weg hingegen spannend, interessant und lustgeladen. Die- ser Eindruck musste sich zwangsläufig aus den beiden Bild- bereichen ergeben, mit denen er in seiner Predigt gearbeitet hatte. Aber entsprach das überhaupt der Sache? Wurde denn für den Menschen, der Gott (also dem Navigator) folgte, wirklich alles nur langweilig und öde? Und war den eigenen Ideen und Sehnsüchten zu folgen, tatsächlich immer wunderbar und be- friedigend? Fand man die wahre Freude nicht immer dann, wenn man den Willen Gottes tat? An dieser Stelle seufzte der Pfarrer – und schließlich musste er über die sich durchkreuzen- den Linien, die in seiner Navi-Predigt steckten, selber lachen.

Wir wollen ihn an dieser Stelle verlassen. Wir erfahren also nicht mehr, was er am Sonntag darauf zu der Frau gesagt hat. Hoffentlich war es eine gute Antwort. Seine Antwort müsste die Einwände seiner abendlichen Besucherin ernst nehmen –

und sie müsste zugleich darauf bestehen, dass Gott uns trotz all unserer Umwege und Fluchtversuche nicht verlässt. Er müsste seiner Besucherin aber auch berichten, was ihm selbst inzwischen als die eigentliche Problematik seiner Predigt klar geworden war: Dass es zwar Mut erforderte und anstrengend sein konnte, dem Willen Gottes zu gehorchen – dass es zugleich aber tief glücklich machte.

Eine Kleinigkeit darf ich Ihnen aber doch noch verraten: Der Pfarrer unserer Geschichte nahm sich damals fest vor, sonntags in der Predigt nicht mehr über das zu reden, was ihm gerade durch den Kopf ging, sondern über das, was ihm die Ordnung der Liturgie vorgab – nämlich über die Lesungen und das Evangelium. Nachdem er sich längere Zeit an diesen Vorsatz gehalten hatte, stellte er zu seinem Erstaunen fest, dass die vorgeschriebenen Texte des Kirchenjahrs eigentlich immer aktuell waren. Legte er sie selbst sachgerecht aus, so war es gar nicht schwer, den Bogen zum Hier und Heute zu schlagen.

## **Die ausländische Frau**

(Mk 7,24–30; Mt 15,21–28)

In Mk 7,24–30 (par Mt 15,21–28) wird uns eine Geschichte erzählt, die es in sich hat. Sie stellt das heute übliche Jesusbild in Frage. Man könnte dieses Jesusbild folgendermaßen umschreiben: Jesus nahm sich für jeden Menschen Zeit, der in Not war und der ihm in seiner Not begegnete. Er wusste sich zu allen Menschen gesandt – waren sie nun Gerechte oder Sünder, Arme oder Reiche, Glaubensgenossen aus Israel oder Heiden. Er suchte jedem zu helfen – ohne Ansehen der Person. Sein Wohlwollen und seine Liebe waren grenzenlos.

Die Schwierigkeit ist nur: Der Text Mk 7,24–30 und seine Matthäus-Parallele liefern ein anderes Bild. Jesus befindet sich im heidnischen Ausland, im Gebiet der Hafenstadt Tyrus. Da kommt eine Frau, eine Griechin, eine Syrophönizierin, und bit-

tet Jesus, ihrem kranken Kind, das in höchster Not ist, zu helfen. Jetzt hätte Jesus – gemäß dem beschriebenen Jesusbild – die Bittstellerin liebevoll anschauen und ihr sagen müssen: »Sei getrost, Frau, ich bin gesandt zu helfen und zu heilen. Wo ist deine kleine Tochter, dass ich sie von ihrem Leiden befreie?«

Aber so läuft die Geschichte eben nicht. In der Matthäusfassung gibt Jesus der Frau zunächst nicht einmal eine Antwort. Will er sie prüfen? Will er ihren Glauben auf die Probe stellen? Nein, er will ihr nicht helfen. Er will ihr Flehen nicht erhören, weil sie eine Heidin ist.

Die heidnische Frau allerdings ist hartnäckig. Sie lässt sich nicht abweisen. Sie läuft schreiend hinter Jesus her (wir sind immer noch bei Matthäus). Am Ende liegt sie ihm zu Füßen und fleht weiter. Und nun redet Jesus sie zum ersten Mal an. Das Wort, das er ihr bei Markus sagt, ist so hart, dass wir seinen Sinn nicht selten geradezu verdrängen:

*Lass zuerst die Kinder sattwerden. Es ist nicht richtig, das den Kindern [zukommende] Brot zu nehmen und es den Hunden hinzuwerfen. (Mk 7,27; vgl. Mt 15,26)*

Die »Kinder« – das sind hier die Israeliten, die Söhne und Töchter Gottes, das Gottesvolk (vgl. Dtn 14,1). Die »Hunde« – das sind die Heiden. Jesus bezeichnet die Heiden zwar nicht unmittelbar als Hunde. Er bewegt sich mit seiner Antwort in einem Bildbereich. Da ist eine Familie, es wird gegessen, die Kinder sind hungrig – und um den Tisch und sogar unter ihm bewegen sich erwartungsvoll die Haushunde und warten, ob etwas für sie abfällt. Aber selbst wenn man bedenkt, dass Jesus im Rahmen eines Bildes spricht: Seine Rede hat etwas Verstörendes. Die Heiden verglichen mit Hunden? Und auch die theologische Spitze seiner Rede kommt uns quer. Denn Jesus will mit dem Bild ja sagen, dass er *ausschließlich* zu Israel gesandt sei.

Eigentlich müssten wir über diesen Jesus verärgert sein. Denn er durchkreuzt unsere Vorstellung allgemeiner und grenzenloser Menschenliebe, die hilft, wo immer sie einer Not be-

gegnet. Soll das der Menschenfreund sein – der Helfer aller, die im Elend sind? Es wäre gut, wenn uns dieses Evangelium zunächst einmal schockieren würde. Dann brächte es uns nämlich endlich zu dem Punkt, den wir mit unserem Humanismus ständig übersehen.

Jesus war nüchterner als wir. Er wusste viel besser als wir, wie der Welt zu helfen ist: Ihr ist nicht zu helfen mit allgemeiner Menschenliebe, die sich an alle verströmen möchte. Ihr ist nicht zu helfen mit Almosen. Ihr ist letztlich nicht einmal zu helfen mit gut geplanten und sachgerecht verwalteten Hilfswerken – so bitter notwendig sie sind. Und zwar deshalb nicht, weil das Elend der Welt wie ein Fass ohne Boden ist. Da kann man Liebe hineingießen, so viel man will – die Not der Welt ist abgrundtief und verschlingt alles. Du hilfst heute, und morgen ist schon wieder alles, wie es gestern war. Oder ganz neue Abgründe haben sich aufgetan.

Jesus lebt aus dem Heilswissen des Alten Testaments. Deshalb weiß er: Um der Welt wirklich zu helfen, muss es ein Volk geben, das aus einer lebendigen Geschichte mit Gott lebt – das immer wieder erfährt, wie es aus der Knechtschaft in die Freiheit geführt wird, aus dem Tod ins Leben, aus dem Elend in die Fülle – und das dank seiner Geschichte mit Gott in der Lage ist, solidarisch zu leben, einander zu vertrauen, miteinander zu teilen. Nur dann gibt es Reserven. Nur dann braucht Liebe, die anderen geschenkt wird, nicht zu versickern. Nur dann hat die Liebe Boden unter den Füßen – und dieser Boden kann wachsen und sich weiter ausbreiten.

Jesus hat mit hellsichtiger Nüchternheit gewusst, dass ohne die *Lebensform* des Volkes Gottes, ohne ein Volk, das aus der Geschichte mit Gott und nach Gottes Sozialordnung lebt, der Welt nicht zu helfen ist. Nur deshalb ist er ganz auf die Sammlung Israels konzentriert. Nur deshalb interessieren ihn die Heiden anscheinend nicht. In Wirklichkeit interessieren sie ihn brennend. Aber er kann ihnen nur helfen, wenn zunächst einmal an *einer* Stelle der Welt zeichenhaft sichtbar wird, wie Gott sich die Welt denkt. Israel ist sozusagen die Werkstatt Gottes.

Den Evangelisten waren diese Zusammenhänge klar. Sie wussten, warum Jesus seine Hilfe verweigert hatte. Deshalb fügt Matthäus in seine Markusvorlage den Satz ein:

*Ich bin nur gesandt  
zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.  
(Mt 15,24)*

Am Ende hilft Jesus der Frau. Freilich hätte die Erzählung dabei so laufen können, dass er der heidnischen Frau zunächst mithilfe des Bildes vom Brot und den Hunden klarmacht, warum er sich auf Israel konzentrieren muss und ihr deshalb eigentlich nicht helfen darf, dass er aber jetzt einmal eine Ausnahme macht und ihr dennoch hilft.

Aber genau so läuft die Erzählung nicht. Die Heidin bleibt keine passive Figur, die sich die Worte Jesu einfach gefallen lässt und dennoch mit stiller Hingabe sein Erbarmen erhofft. Sie greift vielmehr kühn und schlagfertig in seine Rede ein und widerspricht ihm – ganz gegen den Erzählstil frommer Legenden. Sie packt Jesus bei seinem Bild von den Hunden, windet es ihm aus der Hand und dreht es um:

*Aber Herr, auch die Hunde unter dem Tisch essen von den kleinen Brotresten der Kinder. (Mk 7,28)*

Das war gut beobachtet. Kinder lassen nicht nur aus Versehen Brotreste und Stückchen ihrer Beikost zu Boden fallen. Sie haben auch Freude daran, ihre Haustiere zu füttern. Oft werden dann sogar die kleinen Brocken, die anscheinend ›aus Versehen‹ herunterfallen, zur bewussten Strategie. Die Art, wie die heidnische Frau da spricht, hat durchaus etwas von dem Sprachwitz Jesu selbst und vor allem auch von der Kühnheit seines Auftretens.

Und das wird wohl auch der Grund gewesen sein, warum Jesus seinen Widerstand aufgibt. Dass ihm die Frau das Bild, das er verwendet hat, geradezu umdreht, fasziniert ihn offenbar. So durchbricht er seine eigene Argumentation und hilft. Dass er

sich besinnt und das Kind der heidnischen Frau heilt, zeigt uns, dass Jesus kein Ideologe war, der unerbittlich und rigoros an seiner Argumentation und an seinen Verhaltensregeln festhielt. Jesus hat immer menschlich gehandelt. Der theologische Hintergrund seiner ursprünglichen Verweigerung war damit allerdings keineswegs aufgehoben. Jesus hat der schlagfertigen Frau geholfen, weil sie ihn mit ihrer kühnen Sprache imponierte. Aber er wusste weiterhin, dass solche Hilfe im Sand der Geschichte versickern würde, ließen sich die Menschen nicht sammeln zu der Lebensform des Gottesvolkes.

Sich um diese Form nicht zu sorgen, sich nicht zu sorgen um lebendige Gemeinden, hieße gerade, der Welt das Brot wegzunehmen. Umgekehrt: Sich um den Aufbau des Gottesvolkes zu sorgen, heißt, der Welt Anteil zu geben an dem Überfluss und dem Segen, den Gott in die Schöpfung hineingelegt hat.

Die Erzählung Mk 7,24–30 geht mit Sicherheit auf eine historische Begebenheit zurück. Sie ist keineswegs, wie eine Reihe von Exegeten behauptet, eine aus theologischer Absicht konstruierte Geschichte, die nach Ostern den Weg der Kirche zu den Heiden rechtfertigen sollte – wo sich doch Jesus selbst nur an Israel gewandt hatte. Mit solcher Exegese wird ein realistischer Text zu einem künstlichen Konstrukt erniedrigt. Ein Bild wie das von den kleinen Bröckchen, die den Haushunden hingeworfen werden, erfindet kein konstruierter Text – und erst recht erfindet er nicht die Kühnheit einer Heidin, die Jesus widerspricht und ihm sein Bildwort entwindet.

Diese Feststellung schließt natürlich nicht aus, dass die Erzählung nach Ostern für die theologische Begründung der Heidenmission eine Rolle gespielt hat. Das wird deutlich an dem »zuerst« (*prōton*) in Mk 7,27: »Lasst zuerst die Kinder satt werden.« Damit formulierte Markus (oder seine Vorlage) eine heilsgeschichtliche Abfolge: Jesus selbst war von Gott nur zu Israel gesandt worden – und erst nach Ostern schickte der Auferstandene seine Jünger auch zu den Heiden. Die Funktion Israels, wie sie oben beschrieben wurde, war damit keineswegs aufgegeben: Die Frühe Kirche deutete die Heidenmission als den Be-

ginn der Völkerwallfahrt zum Zion, wie sie in Jes 2,1–5 angekündigt worden war. Und dort geht der Völkerwallfahrt die Umkehr Israels voraus (vgl. Jes 2,5).

## **Ein außergewöhnlicher Briefanfang**

(1 Kor 1,1–3)

Vorweg: Im Neuen Testament gibt es über zwanzig Briefe (Briefe wie z. B. Apg 15,23–29; 23,26–30 miteingeschlossen). Viele von ihnen gingen zunächst an einzelne Gemeinden und wurden erst später Allgemeingut der Kirche. Es gibt aber auch Briefe, die von Anfang an für mehrere Gemeinden gedacht waren, wie zum Beispiel der Brief des Paulus an die Gemeinden in Galatien. Selbst sein Brief an Philemon ist kein Privatbrief, den er einzig und allein an den Besitzer des Sklaven Onesimos gerichtet hätte. Er war auch an die Gemeinde gerichtet, die sich regelmäßig im Haus des Philemon versammelte (Phlm 2). Bereits von ihrem Gemeindebezug her sind die neutestamentlichen Briefe innerhalb der antiken Welt etwas Außergewöhnliches.

Ihre Besonderheit zeigt sich literarisch aber noch an weiteren Phänomenen, vor allem an ihren Briefanfängen. Briefe und besonders Briefanfänge folgen ja fast ausnahmslos geprägten Mustern. An solch feste Muster pflegte man sich schon in der Antike zu halten – und auch bei uns heute ist das nicht anders. In Deutschland zum Beispiel beginnt man derzeit Briefe, jedenfalls wenn sie einen etwas förmlicheren Charakter haben, mit »Sehr geehrte(r) ...« oder »Liebe(r) ...«. Ganz am Ende des Briefes erfolgt dann die Unterschrift, meist eingeleitet durch die Formel: »Mit freundlichen Grüßen«.

Das war in Deutschland freilich nicht immer so. Johann Wolfgang von Goethe zum Beispiel hielt sich an die zu seiner Zeit übliche Regel, seine Briefe entweder unmittelbar ohne jede Anrede zu beginnen oder aber die Anrede in den ersten Satz des Briefes einzubauen. Das Letztere konnte dann folgendermaßen